

Vor der großen Entscheidung

BERUFSWAHL Drei junge Menschen über ihre Pläne und Vorstellungen von Ausbildung und Arbeitsleben



Anna-Lena Frank (großes Foto) hatte sich zunächst für ein Modedesign-Studium entschieden, schwenkte dann aber zur Biotechnologie rüber. Elisabeth Heinze bewarb sich aus dem Archäologie-Studium heraus für ihre Ausbildung im Krankenhaus. David Neel gefiel sein Nebenjob so gut, dass er eine fordernde Koch-Lehre begann.



Zwischen Mode und Bio

BERLIN Anna-Lena Frank will hinter den Kulissen arbeiten

Im Zimmer von Anna-Lena Frank stehen als erstes zwei große Poster ins Auge: Sie bilden die Anatomie des menschlichen Körpers und sein Knochengerüst ab. Vor einem der Plakate steht eine Modepuppe, bekleidet mit Jacke und Schal. Acrylfarben, Pinsel und Bildbände verschiedener Designer warten aufgeräumt im Regal darauf, herausgeholt zu werden. Doch momentan lernt Leni, so ihr Spitzname, für ihre Prüfung in Mathematik. Sie hat die Zeitschriften mit den extravaganten Kleidern und die eigenen Skizzen fürs Erste zur Seite verfrachtet. Jetzt studiert sie Biotechnologie und ist gespannt, was die Zukunft für sie bereithält.

„Schon in der achten Klasse war klar, dass ich später entweder in Richtung Modedesign oder in die Medizin gehen werde“, sagt die 20-Jährige. Nach dem Abitur fiel die Entscheidung umso schwerer. Gemeinsam haben die beiden Vorlieben Lenis eigentlich nur eines: „Ich interessiere mich für den menschlichen Körper.“ Ärztin wollte sie jedoch nie werden. Stattdessen will die Hamburgerin eher hinter den Kulissen arbeiten. „Seit der Oberstufe haben meine Eltern und ich immer wieder überlegt, welcher Studiengang besser passt.“ Wie viele andere Schulabgänger war auch Anna-Lena unsicher. Die Zukunft bereitete mehr Sorgen als Vorfreude – und das, obwohl einem doch mit dem Abitur die Welt offenstehen sollte. „Ich war neidisch auf viele meiner Freunde, die schon lange wussten, wo es sie später einmal hinführen soll“, gibt Leni zu.

Hinter den Kulissen Nach dem Schulabschluss erhoffte sich die Abiturientin von einem Praktikum in der Rechtsmedizin Klarheit. Im Labor durfte sie Knochen untersuchen und DNA-Spuren analysieren. „Das war extrem spannend“, erinnert sie sich. Während ihres darauffolgenden Auslandsaufenthalts in Australien traf Anna-Lena jedoch auf eine überzeugte Modedesign-Studentin. Sie entschied sich für das Modedesign. Doch im Laufe des Jahres erkannte die Studentin: „Um in dieser Branche durchzustar-

ten, muss man zu 100 Prozent dahinterstehen.“ Das tat sie nicht. Die schlechten Zukunftsaussichten trugen ebenfalls zu ihrer Entscheidung bei, das Studium abzubrechen.

Sicherheit und Spaß Die Lehrbücher zu Biochemie und Neuroanatomie, die sich neben ihrem Schreibtisch stapeln, lassen auf die neuen Zukunftspläne der jungen Frau schließen. Dabei orientiert sie sich an klaren Erwartungen an ihr künftiges Berufsleben: „Ich will Sicherheit, ein geregeltes Einkommen und Spaß an dem haben, was ich mache.“ Ein Studium der Biotechnologie an der Technischen Universität Berlin soll dafür die Grundlage legen. An der Humboldt-Universität gebe es zudem einen Master, der sich mit Neurobiologie, Psychologie und Philosophie beschäftigt. „Das könnte ich mir für später gut vorstellen“, sagt die Studienanfängerin. Auch Ideale spielen eine Rolle. „Klar ist Modedesign kreativer als Biotechnologie. Aber mein jetziger Studiengang ist sinnvoller. Ich will der Welt helfen.“ Eine Träumerin? Vielleicht, denn auch wenn ein gesicherter Lebensunterhalt und Unabhängigkeit einen hohen Rang in Sachen Zukunft innehaben, so würde die Studentin später lieber auf das große Geld der Pharmaindustrie verzichten, wenn sie stattdessen in der medizinischen Forschung an einer Universität Fuß fassen könnte. „Dort kann man dem nachgehen, was einen interessiert. Man hat mehr Freiheiten“, sagt die 20-Jährige. Ganz festlegen will sie ihre Zukunft aber noch nicht. Zwar wünsche sie sich einen Job, den sie für immer ausführen kann. Aber sie ist auch offen dafür, irgendwann doch einmal im Ausland zu arbeiten. „Wünschen würde ich es mir“, gibt sie zu. Ob sie einst Kinder haben wolle, wisse sie noch nicht. „Aber ich denke, die Arbeit im Labor sollte auch mit Kindern unter einen Hut zu kriegen sein“, sagt Leni. Sicher sei: „Ich will und werde nicht die Mutter sein, die jeden Abend am Herd steht und kocht.“

Ob die Acrylfarben und Zeichenblöcke bis dahin im Regal verstaubt sind? „Mein Interesse für Modedesign will ich mir auf jeden Fall bewahren“, sagt Anna-Lena. „Wer weiß, vielleicht starte ich damit später als Hobby-Designerin durch.“ **Nelly Ritz** ||

»Mein jetziger Studiengang ist sinnvoller. Ich will der Welt helfen.«

Anna-Lena Frank, Biotechnologie-Studentin

Ein kleiner Umweg

REMSCHIED Für Elisabeth Heinze war der Hörsaal nichts

Ob Sie jetzt auf dem Weg zu ihrem Traumjob ist? Elisabeth Heinze ist sich sicher. Seit Oktober vergangenen Jahres macht die 20-Jährige eine Ausbildung zur Gesundheits- und Krankenpflegerin am Sana-Klinikum in Remscheid und fühlt sich dort rundum wohl. Aufgaben, Team, Arbeitsbedingungen – für die junge Frau stimmt dort „einfach alles“. „Ich kann mir gut vorstellen, in dem Beruf die nächsten 40 Jahre zu arbeiten.“

Die Sicherheit, in der richtigen Branche gelandet zu sein, kommt bei Elisabeth Remscheid auch daher, dass sie auf dem Weg in den richtigen Job erst einmal einen Umweg genommen hat. Schon mit 17 Jahren hatte sie das Abitur in der Tasche – dank des achtjährigen Gymnasiums, das Nordrhein-Westfalen ab 2005 einführt. Nach dem Abschluss ging es für Heinze zunächst nach Großbritannien: Mit einem Interrail-Ticket erkundete sie drei Monate lang Schottland, Irland und England. Das sei eine großartige Zeit gewesen, erinnert sich Heinze, „auch weil ich nach dem Abschluss erstmal noch gar keine Ahnung davon hatte, was ich beruflich machen wollte“. Dann entschied sie sich nach ihrem Herzen und schrieb sich für das Studienfach Archäologie ein. „Mich hat das einfach total interessiert. In der Schule hatte ich Geschichte als Leistungsfach belegt und mir dann gedacht: Ich probiere das einfach.“

Zwei Semester blieb Heinze an der Uni, besuchte Vorlesungen und schrieb Klausuren. Bis ihr klar wurde: Archäologie und sie, das wird nichts – jedenfalls nicht dauerhaft. „Ich habe gemerkt, dass dieses Rumsitzen und Zuhören einfach nichts für mich ist. Parallel dazu wurde mir klar, dass die Berufsaussichten bei diesem Studium einfach nicht gut sind: Die Chancen, danach einen Job in dem Fach zu bekommen, liegen bei unter fünf Prozent.“

Erstmal ausprobieren Heinze begann, sich einen neuen Plan für ihr Leben zu überlegen. Und landete bei dem, was eigentlich ganz nah lag: „In meiner Familie gibt es viele Leute, die im Krankenhaus arbeiten; meine Mutter ist selbst Krankenschwester.“ Um dieses Mal wirklich sicherzugehen, dass Wunsch und Wirklichkeit eine möglichst große Schnittmenge hatten, machte Heinze erst einmal ein fünfwöchiges Praktikum in einer Klinik. „Dabei habe

ich gemerkt, dass mir diese Arbeit wirklich liegt.“ Noch während der Unizeit begann Heinze daher, sich zu bewerben. Und stellte fest, dass sie trotz des kleinen Umwegs denkbar gute Ausgangschancen hatte. Mit ihrem guten Schulabschluss und der praktischen Erfahrung konnte sie bei den Personalern punkten.

Viel zu entdecken Inzwischen ist ihre sechsmonatige Probezeit vorbei, die junge Frau hat schon auf mehreren Stationen gearbeitet. Worauf sie sich später einmal spezialisieren will, davon hat sie noch keine Vorstellung. „Ich war erst in der ambulanten Pflege, das ist eher nicht mein Bereich. Jetzt auf der Onkologie und Hämatologie finde ich es total spannend. Aber es kommt ja noch so unglaublich viel, das ich nicht kenne – das will ich erst einmal alles ausprobieren.“ Heinze weiß, dass ihr Traumjob zu den harten gehört – mit viel Stress und hoher Arbeitsbelastung. Sie ist sich trotzdem sicher, dass sie das stemmen kann. „Es gibt in jedem Job Dinge, die stören und belastend sind. Ich glaube, damit muss man sich einfach arrangieren.“ Während der ersten Ausbildungszeit arbeite sie nur in Früh- oder Spätschichten am Tag, danach kämen Nachtdienste dazu. „Dass ich das gut verkrafte, habe ich schon während des Praktikums gemerkt. Das ist sicher Typsache.“ Als wirklich belastend habe sie bisher nur Situationen empfunden, in denen Patienten verstorben seien. „Das kennt man aus dem normalen Alltag ja gar nicht. Da muss man erst Mechanismen entwickeln, um sich abzugrenzen.“ Und das Geld? „Das ist sogar besser als gedacht“, sagt Heinze. „Im Vergleich zum Studium ist es ja viel mehr. Ich kann mir ein Auto leisten und noch was wegpacken – das ist doch optimal.“ Dazu komme die Sicherheit, dass sie nach der Ausbildung ziemlich sicher einen Job finden werde, egal ob in Deutschland oder vielleicht sogar im Ausland. Und danach vielleicht doch noch ein Studium? Bei dieser Frage muss Elisabeth Heinze ziemlich laut lachen. „Nein, das kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.“ Der erste Umweg soll der letzte bleiben. **Susanne Kailitz** ||

»In meiner Familie gibt es viele Leute, die im Krankenhaus arbeiten.«

Elisabeth Heinze, Auszubildende

Der Job hat bei Neel oberste Priorität. Einige seiner Kollegen gehen zwischen den Schichten feiern, aber für ihn sei das

Die Autorin arbeitet als freie Journalistin in Dresden.

Feinschmecker am Herd

HAMBURG David Neel will die Küchen der Welt erkunden

Fisch, Fleisch und Gemüse, klassisch zubereitet oder in ausgefallenen Kreationen: David Neel liebt gutes Essen. Das war immer so, aber seit er zum Koch ausgebildet wird, sind seine Ansprüche deutlich gestiegen. Wenn Neel diniert, dann richtig: „Drei Gänge mit dem passenden Wein dazu, dafür verzichte ich gern auf Schnitzel oder Gyros zwischendurch“, erzählt er. Dass er dann häufig der Jüngste im Restaurant ist, daran hat er sich gewöhnt. Richtig ausgesucht hat er sich seinen Beruf nicht. Er ist zu ihm gekommen. Neel war in der zehnten Klasse auf der Waldorfschule. Einen Plan, was er künftig machen wolle, hatte er eigentlich nicht. Ein Nebenjob als Küchenhilfe brachte die Entscheidung. „Ich habe mich geschickt angestellt und immer mehr Aufgaben übernommen. Es war zwar nur ein einfaches Gasthaus, aber die Arbeit hat mir gefallen.“

Neel schickte einige Bewerbungen ab – und hatte plötzlich die Qual der Wahl. „Restaurants und Hotels fragen einen, ob man dort arbeiten will. Koch-Auszubildende werden gesucht“, erzählt er. Neel entschied sich für ein Privathotel in Hamburg-Heimfeld und begann seine Lehre. Die Ausbildung hat das Lebens des jungen Mannes, der gerade 20 Jahre alt geworden ist, schlagartig verändert. Der Tages- und Wochenrhythmus in der Gastronomie bedeuteten eine Umstellung. Die Küche im Hotel hat 365 Tage im Jahr geöffnet. „Natürlich sind die Arbeitszeiten eine gewisse Belastung. Aber ich hab mich vorher darauf eingestellt. Man muss es eben wollen“, sagt Neel. Einigen seiner Kollegen fiel das nicht so leicht, in der Branche gebe es viele Abbrecher. Nicht so bei Neel: Irgendwo im Büro zu sitzen, könne er sich nicht vorstellen.

Opfer gebracht Der Job erfordere Opfer, aber Kochen sei eben genau sein Ding. Seine privaten Kontakte beschränken sich mittlerweile auf die Familie und ein paar enge Freunde aus der Schulzeit. „Der Rest sind neue Leute aus der Gastronomie mit ähnlichen Arbeitszeiten.“ Früher hat er Basketball gespielt, heute bleibt ihm für so etwas keine Zeit mehr. „Ich fahre gern in den Urlaub, aber auch das passiert nicht oft.“

Der Job hat bei Neel oberste Priorität. Einige seiner Kollegen gehen zwischen den Schichten feiern, aber für ihn sei das

nichts. Die dreijährige Ausbildung verlange einem einiges ab, und auch danach bleibt es ein stressiger Job. „Man muss schwere Töpfe tragen, die Arbeit ist eine große körperliche Belastung. Die meisten Köche, die ich kenne, sind etwa 35. Viele ältere trifft man kaum“, erzählt Neel. Diese Zukunft ist für die 20-Jährigen noch weit entfernt, aber dass er bis Mitte 60 noch in der Küche arbeiten wird, damit rechnet er nicht. Die Lust am Kochen – und am Essen – schmälert das alles nicht.

Wanderjahre Neel steht kurz vor dem Ende seiner Ausbildung, auf ihn warten die Wanderjahre. Zwar habe er ein Übernahmeangebot erhalten, es sei aber üblich, verschiedene Küchen kennenzulernen. Dabei seien Zwölf-Monatsverträge normal. „In dieser Zeit lernt man vieles dazu. Jeder

Küchenchef hat seine eigene Interpretation“, sagt Neel. Er will seinen kulinarischen Horizont erweitern, um langsam einen eigenen Stil zu entwickeln. Einjahresverträge klingen nach Unsicherheit, doch Neel sieht das anders. „Es gibt viele Möglichkeiten. In Hamburg beispielsweise werden Köche sehr gesucht. Ich mache mir keine Sorgen.“ Seine Mutter hat ihm kürzlich einen Artikel über ein Roboter-Restaurant geschickt, „aber auch da kochen immer noch Menschen“, sagt Neel und lacht. Er möchte sich hocharbeiten, mit Anfang 30 in der Führungsebene ankommen. Wohin ihn die nächste Station führen wird, weiß der Koch-Azubi, der auch eine US-Staatsbürgerschaft hat, schon. Es geht in die Vereinigten Staaten. Für ein Jahr möchte er mit seiner Freundin nach Austin in Texas. „Es gibt dort eine große Musikszenen und viele trendige Bars. Eine große Foodie-Szene wie in Californien und New York gibt es nicht, aber in Texas kann man noch günstiger leben und kulturell ist auch etwas los“, sagt Neel. Erste Kontakte hat er bereits geknüpft. **Mirjam Rüscher** ||

Die Autorin arbeitet als freie Journalistin in Hamburg.



Weiterführende Links zu den Themen dieser Seite finden Sie in unserem E-Paper